

# Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOLOGIE

herausgegeben von  
ROBERT DAMME und HANS TAUBKEN

Band 39  
1999



ASCENDORFF · MÜNSTER

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe unter Mitarbeit des Instituts für Deutsche Philologie I, Abteilung Niederdeutsche Sprache und Literatur, der Universität Münster.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.

Anschrift der Redaktion:  
Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens  
Magdalenenstraße 5, 48143 Münster

Verlag: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung GmbH & Co., Münster.

© 1999 by Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens  
Magdalenenstraße 5, 48143 Münster

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Die Vergütungsansprüche des § 54, Abs. 2, UrhG, werden durch die Verwertungsgesellschaft Wort wahrgenommen.

Satzherstellung durch die Redaktion

Druck und Buchbinderei: Druckhaus Aschendorff, Münster, 1999

ISSN 0078-0545

# *Niederdeutsche Wörter*

Festgabe für Gunter Müller  
zum 60. Geburtstag  
am 25. November 1999

herausgegeben von  
Robert Damme und Hans Taubken

## Inhalt des 39. Bandes (1999)

Jan Goossens: Zum Geleit .....	7
Amand Berteloot: Die mittelniederländischen Bezeichnungen für den Müller .....	9
Jan Goossens: Motivierung bei Familiennamen (deren <i>Müller</i> einer ist) .....	21
Hans Taubken: <i>Große Hüttmann, Kleine Wienker, Lütke Schelhove.</i> Zur Verbreitung eines Namentypus .....	35
Ludger Kremer: <i>Arend-Jan und Everdina, Swenna und Zwier.</i> Die Grafschaft Bentheim als Vornamenlandschaft .....	67
Leopold Schütte: Erscheinungsformen silbenübergreifenden Lautwandels bei westniederdeutschen Ortsnamen – aus der Sicht des Archivars .....	83
Elmar Neuß: Walhorn .....	109
Rudolf A. Ebeling: Frisismen und Anverwandtes in der Toponymie des ostfriesischen Harlingerlandes. Beobachtungen eines Radfahrers .....	121
Elisabeth Piirainen: <i>Karmis Wäide und Botterhööksken –</i> Mikrotoponymie und Phraseologie aus kultursemiotischer Perspektive ....	127
Willy Sanders: Zur altniederdeutschen Lexikologie: <i>aranfimba</i> und Verwandtes .....	151
Burkhard Taeger: Über Möglichkeiten und Grenzen konjekturaler Textkritik zum 'Heliand' aus der Arbeit an seinem Wörterbuch .....	157
Norbert Nagel: Zur Überlieferung volkssprachiger Bürgertestamente des 14. Jahrhunderts aus dem Norden des deutschen Sprachraums unter besonderer Berücksichtigung der Stadt Lübeck .....	179

Christian Fischer: „... <i>alzo wunderlych gheschreuen</i> ...“ Ein hochdeutsch-niederdeutscher Briefwechsel aus dem 15. Jahrhundert ...	229
Robert Peters: „... <i>damit die stede niet in vergetung quame</i> .“ Zur kleverländisch-hochdeutschen Sprachmischung im <i>Manuale actorum</i> des Priors Johannes Spick aus Marienfrede (1598-1608) .....	239
Heinz Eickmans: Niederrheinisch und Hochdeutsch: Zur Sprache der klevischen Chronik des Johannes Turck .....	265
Robert Dammé – Tatjana Hoffmann: Fischnamen im ‚Stralsunder Vokabular‘ .....	275
Ulrich Scheuermann: <i>Der Often</i> .....	315
Jürgen Macha: „... <i>ein, wenn gleich dunkles Gefühl von dem gesetzmäßigen Verhalten der Laute</i> ...“. Rheinische und westfälische Hyperkorrekturen ..	355
Hermann Niebaum: Zur Sprachenverwendung der niederländischen reformierten Gemeinde in St. Petersburg .....	363
Jan Wirrer: <i>Truubel, Kreek und Mailboxen, gluiken, moven und separeten</i> . Lexikalische Kontaktsprachenphänomene im American Low German ....	379
Ruth Schmidt-Wiegand: Autorenbild und Titelmetapher in niederdeutschen Handschriften des Sachsenspiegels .....	393
Friedel Roolfs: Das <i>Reykjahlábók</i> und die <i>Historie van Sint Anna</i> . Überlegungen zu einer frühneuisländischen Annenlegende und ihren möglichen Vorlagen .....	411
Irmgard Simon: Über einige Sprichwortsammlungen des 15. und 16. Jahrhunderts .....	429
Volker Honemann: <i>Engelhusiana</i> . Eine Miscelle .....	453
Hubertus Menke: „... <i>dem hordt dith boek tho</i> “. Zur Neubearbeitung des BORCHLING-CLAUSSEN, mit 6 Neufunden .....	455
Hans Taubken: Veröffentlichungen von Gunter Müller .....	471

Jürgen M a c h a, Münster

„... ein, wenn gleich dunkles Gefühl von dem gesetzmäßigen Verhalten der Laute ...“

## Rheinische und westfälische Hyperkorrekturen

### 1. Allgemeines zum Phänomen ‚Hyperkorrektur‘<sup>1</sup>

Hermann PAUL gibt in seinen „Prinzipien der Sprachgeschichte“ – ohne die Bezeichnungen ‚Hyperkorrektur‘ oder ‚Hyperkorrektion‘ zu benutzen – eine gute Ausgangsbestimmung des Gegenstandes unserer Betrachtung:

Wo dasselbe Wort in der Mustersprache und in der natürlichen Sprache vorkommt, bestehen häufig Verschiedenheiten der Lautform. Finden sich diese Verschiedenheiten gleichmässig in einer größeren Anzahl von Wörtern, so müssen sich in der Seele des Individuums, welches beide Sprachen nebeneinander beherrscht, Parallelreihen herstellen (z. B. nd. water – hd. wasser = eten – essen = laten – lassen etc.). Es entsteht in ihm ein, wenn gleich dunkles Gefühl von dem gesetzmäßigen Verhalten der Laute der einen Sprache zu dem der andern. In Folge davon vermag es Wörter, die es nur aus seiner natürlichen Sprache kennt, richtig in den Lautstand der künstlichen Sprache zu übertragen. Psychologisch ist der Vorgang nicht verschieden von dem, was wir als Analogiebildung bezeichnet haben. Dabei können durch unrichtige Verallgemeinerung der Gültigkeit einer Proportion Fehler entstehen, wie ich z. B. von einem in niederdeutscher Mundart aufgewachsenen Kinde gehört habe, dass es hochdeutsch redend *Zeller* für *Teller* sagte<sup>2</sup>.

Die Grundbestimmungselemente (zwei in Kontakt stehende Sprachen bzw. Sprachvarietäten, systematische Übertragungen von einem ins andere, unrichtige Verallgemeinerungen) finden sich auch in einschlägigen Wörterbuch-Definitionen.

Vgl. s. v. Hyperkorrektur: „Sprachform, die im übermäßigen Bemühen um Korrektheit falsch wurde. H. entstehen in der Regel durch Übergeneralisierungen von Übersetzungsregeln aus einer Sprache oder Sprachvarietät in eine

- 
- 1 Einen vorzüglichen Überblick über die Gesamtproblematik der Hyperkorrekturen bietet Joachim HERRGEN, *Koronalisierung und Hyperkorrektion. Das palatale Allophon des /CH/-Phonems und seine Variation im Westmitteleutschen*, Stuttgart 1986, S. 136-204. In dieser Darstellung wird u. a. auch auf die drei für die deutsche Sprachgermanistik wohl wichtigsten Vorläufer-Arbeiten Bezug genommen: Heinrich SCHRÖDER, *Hyperkorrekte (umgekehrte) Schreib- und Sprechformen bes. im Niederdeutschen*, Germanisch-Romanische Monatsschrift 9 (1921) 19-31; Eugen LERCH, *Hyperkorrekte Sprachformen*, Archiv für die gesamte Psychologie 105 (1940) 432-477; Emil ÖHMANN, *Über hyperkorrekte Lautformen*, Helsinki 1960.
  - 2 Hermann PAUL, *Prinzipien der Sprachgeschichte*, Darmstadt 1960 (Tübingen 1920), S. 414f.

andere. Dabei wird die Übersetzungsregel an Stellen angewandt, wo sie unangebracht ist; z. B. ein Sprecher eines süddt. Dialekts, der normalerweise statt /y:/ immer /i:/ spricht (keine gerundeten Vorderzungenvokale), sagt [ry:gl] oder schreibt ‚Rügel‘ für ‚Riegel‘.<sup>43</sup>

Vgl. s. v. Hyperkorrektur: „Vorgang und Ergebnis einer übertriebenen sprachlichen Anpassung eines Sprechers an eine von ihm als prestigebesetzt gesehene und deshalb nachgeahmte Sprachvarietät.“<sup>44</sup>

Aus linguistischer Sicht ist der Mechanismus also relativ klar: Individuen tappen in die Fallen, die sich aufgrund des Nebeneinanders zweier – nicht gleichermaßen gut beherrschter – sprachlicher Systeme in ihrem Bewußtsein stellen. Ihre Hypothesen über sprachliche Gesetzmäßigkeiten treffen nur bedingt zu, wobei die Ursachen unterschiedlich akzentuiert werden können. Eine Deutungsrichtung betont, daß die Sprecher in ‚halbbewußtem‘ bzw. ‚mechanischem‘ o. ä. Handeln der Komplexität linguistischer Regeln nicht gerecht werden und deshalb ‚fehlgehen‘<sup>45</sup>. Eine etwas anders gewichtende Interpretation, die freilich mit der geschilderten Auffassung vereinbar ist, stellt stärker auf die immanenten logischen Mängel des angestrebten Systems ab, so daß die hyperkorrekten Produkte der Sprecher einen anderen theoretischen Stellenwert bekommen, als ihn ‚normale‘ Fehler aufweisen. Ein Sprecher bewegt sich – auf lerner- bzw. interimsprachlichem Niveau – in einem nur teilweise bekannten und verfügbaren ‚Fremdsystem‘. Er behandelt Erscheinungen des Fremdsystems mit analogischem Denken. Das heißt zugleich: Er kann die typischen Anomalien des Fremdsystems nicht erkennen, also kommt es zu ‚Fehlleistungen‘, weil Klauseln und Sonderfälle (wie bei einem Gesetz im juristischen Sinne) die Adaption erschweren.

Nehmen wir ein Beispiel aus der Lexik<sup>6</sup>. Bekanntlich ist der Wortschatz die am wenigsten durchgeregelte und systematisierte Ebene der Sprache. Desungeachtet existiert eine Reihe von Bildungs- und Entsprechungsregeln, was beispielsweise die Wortbildung der Komposita angeht. Man vergleiche nun die ‚lexikalische Hyperkorrektur‘ eines westmitteldeutschen Sprechers, der sich im Fremdsystem norddeutscher Umgangssprache bewegen will.

3 Metzler *Lexikon Sprache*, hrg. v. Helmut GLUCK, Stuttgart Weimar 1993, S. 252.

4 Vgl. *Lexikon der Sprachwissenschaft*, hrg. v. Hadumod BUSSMANN, Stuttgart 1990, S. 316.

5 Vgl. Artur GABRIELSSON, *Die Verdrängung der mittelmiederdeutschen durch die neuhochdeutsche Schriftsprache*, in: Gerhard CORDES – Dieter MÖHN (Hrsg.): *Handbuch zur niederdeutschen Sprach- und Literaturwissenschaft*, Berlin 1983, S. 128.

6 In lexikalische Zusammenhänge gehören auch die Überlegungen zur ‚Hyperkorrektheit‘ in gesprochener Sprache, die SCHWITALLA vorgelegt hat. „Auf lexikalischer Ebene entsprechen den Hyperkorrekturen manche Malapropismen, die aus Unkenntnis der wirklichen Bedeutung des lautähnlichen Wortes gebraucht werden, z. B. *vokabel* für *vokal*, *konfere* für *koryphäe*, *syphilisarbeit* für *sysiphosarbeit*“ Vgl. Joachim SCHWITALLA, *Gesprochenes Deutsch Eine Einführung*, Berlin 1997, S. 49, Anm. 9. Diese Zuordnung erscheint mir problematisch: Das tertium comparationis, über das hier ein hyperkorrektes Verhalten definiert wird, besteht lediglich aus Klangähnlichkeit.

Ein Rheinländer geht in Schleswig-Holstein zum Bäcker einkaufen. „Ich hätte gern sechs Brötchen!“ – „Ach, Sie meinen 6 ‚Rundstücke‘. Bitte sehr!“ – Der Rheinländer paßt sich an und verlangt: „Und noch 3 Mohn-Rundstücke bitte!“ – „Ach, Sie meinen Mohnbrötchen!“<sup>7</sup>

Nicht nur für die lexikalische, sondern auch für andere Sprachebenen kann man von Hyperkorrekturen ausgehen<sup>8</sup>. So erweitert P. VON POLENZ sprachhistorisch den Begriff von Hyperkorrektur in einer Weise, die etwa für den Bereich der syntaktischen Strukturen auch den Systemkontrast zwischen geschriebener und gesprochener Sprache als Verursacher umfaßt. Er spricht davon, daß seit der frühen Neuzeit „von der sprechsprachlichen Gewohnheit der Ausklammerung immer weniger Gebrauch gemacht wurde und damit die absolute oder hyperkorrekte Durchführung des Rahmenprinzips allmählich zum amtlichen bzw. gelehrten Prestigemuster wurde“.<sup>9</sup> Hyperkorrekturen konstatiert WELLS für die Morphologie des Verbs:

Im mittelalterlichen Deutsch endeten infolge der Abschwächung von Flexionssilben alle schwachen Verben im Imperativ der zweiten Person Sg. auf -e, und dies dehnte sich auch auf die starke Konjugation aus. Wieder trug die Apokope zum Zuwachs an Varianten bei – umgeformtes *hoere!* > *hoer!*, *warte!* > *wart!* – so daß sogar die endungslosen starken Formen durch eine Art ‚Hyperkorrektion‘ auch mit -e-Varianten umgeformt wurden: *heiz!* > *heize!*, *gib!* > *gibe!*<sup>10</sup>

Einem hyperkorrekten Gebrauch des Plusquamperfekts begegnen wir gelegentlich in Gebieten, die die Prät.-Form in der gesprochenen Sprache nicht kennen, z. B. ‚Ich bin heute im Dorf gewesen‘ wird ‚Ich war heute im Dorf gewesen‘, wobei das Prät. für manche Sprecher vermutlich feiner (schriftgemäßer) klingen soll<sup>11</sup>.

Die aufgeführten Belege lassen erkennen, daß hyperkorrektes Sprachverhalten grundsätzlich für verschiedene Sprachebenen angesetzt werden kann. Gewissermaßen für die ‚pragmatische Ebene‘ der Sprachverwendung entfaltet Ludwig TIECK ein ironisch gefärbtes Beispiel, wie man die nicht verfügbare grammatische Normativität eines Fremdsystems (hier: diejenige des Hochdeutschen Adeltumsprägung) durch eine eigene adressatenbezogene Grammatik ersetzen kann. In der Erzählung „Die Gesellschaft auf dem Lande“ – gemeint ist die Mark Brandenburg – von 1825 heißt es vom Umgang mit Dativ und Akkusativ:

7 Dank an Dr. Helmut Lausberg!

8 Vgl. HERRGEN (wie Anm. 1) S. 169-178.

9 Vgl. Peter von POLENZ, *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*, Bd. I, *Einführung – Grundbegriffe – Deutsch in frühbürgerlicher Zeit*, Berlin New York 1991, S. 201.

10 Vgl. Christopher J. WELLS, *Deutsch: eine Sprachgeschichte bis 1945*, Tübingen 1990, S. 185.

11 Vgl. WELLS (wie Anm. 10) S. 264.

Aber unausstehlich ist es doch in eurem Lande, das immerwährende unrichtige Sprechen anhören zu müssen. Diese ewige Verwechslung des *Mir* und *Mich* könnte einen Rechtgläubigen zur Verzweiflung bringen. Dabei ist das Ding so charakterlos, so recht eigentlich insipide, daß man es nicht einmal zum Spaß in Komödien oder Erzählungen nachahmen kann, denn es würde bloß albern auftreten. Das ist aber nicht wahr, was du mir sonst wohl von deinen Landsleuten erzählt hast, daß sie ohne allen Unterschied bald *Mir* bald *Mich* gebrauchen. Ich glaube, zu bemerken, daß es Sekten gibt. Hier im Hause (Adelheid ausgenommen, die richtig spricht, es wäre auch für eine Geliebte entsetzlich, so wie die übrigen zu prudeln) herrscht offenbar der Akkusativ vor: die alte gnädige Frau braucht ihn beständig; ob ich gleich erforscht und ausgegrübelt habe, daß ein so feiner Geist, wie der ihrige, auch hier gründliche und tiefsinnige Unterschiede macht, für die sich auch wohl von einem denkenden Grammatiker etwas sagen ließe. Sie behandelt die Sache nämlich mehr aus dem Gesichtspunkt der Dialekte. Der Akkusativ, als der ionische oder attische, erscheint ihr vornehmer und edler, daher braucht sie ihn unbedingt gegen ihre Domestiken. ‚Christian, geb er mich das Fleisch – nehm er mich hier den Teller weg – Fanchon, tu sie mich die Mütze auf!‘ – Gegen uns aber, wo sie demütiger und höflicher erscheinen will, braucht sie fast stets den dorischen Dativ und sagt daher ganz richtig: ‚Geben Sie mir das Salzfaß;‘ – nur geht sie freilich in der Konsequenz so weit, daß sie auch sagt: ‚Wenn Sie wohl geruht haben, soll es mir freuen.‘ – Indessen ist jedes System, jede folgerechte Lebensweise schon immer etwas Löbliches, und du hast wenigstens darin unrecht, wenn du von den Rednern deines Landes aus sagst, daß sie die Anwendung dieses Kasus dem blinden Glücke, dem Zufalle, oder unbeugsamen Fatum überlassen. Sie denken über den Gegenstand; und warum will man sie zwingen, ihn so wie der eigensinnige Adelung anzusehn? Bei Tische mußte Franz wirklich das bestätigt finden, was sein Freund beobachtet hatte<sup>12</sup>.

## 2. Besonderes zu Westfalen und zum Rheinland

Im zweiten Teil dieses Beitrags geht es nicht darum, dem komplexen Gegenstand ‚Hyperkorrekturen‘ mit einer neuen Deutung explanativ gerecht zu werden. Es soll vielmehr, ausgehend von konkreten Beobachtungen, eine Reihe von Erscheinungsformen vorgestellt und erörtert werden, die dem alltäglichen Sprachleben entstammen. Da Hyperkorrekturen nur vor dem Hintergrund eines spezifischen Sprachen- bzw. Sprachvarietätenkontakts angemessen interpretiert werden können, ist es notwendig, ihren Hintergrund zu explizieren. Hier stehen Phänomene im Zentrum, die sich dem Spannungsfeld zwischen Regionalsprache und Standardsprache ver-

12 Ludwig TIECK, *Werke in vier Bänden*, hrg. sowie mit Nachworten und Anmerkungen versehen v. Marianne THALMANN, Bd. III, München o. J., S. 223f

danken und die sprachräumlich den Regionen des nördlichen Rheinlands und Westfalens zuzuordnen sind. Die Konstellation bietet sich, von den individuellen Sprachbenutzern aus gesehen, so dar, daß diese auf der Basis ihrer regionalsprachlichen Grundausrüstung die Standardsprache realisieren. Dabei treten Interferenzen auf, die sich einerseits als ‚dialektale Direktanzeigen‘, als ‚Transfer‘ aus der Regionalsprache in die Standardsprache<sup>13</sup>, zum anderen als spezifische Hyperkorrekturen identifizieren lassen. Im folgenden wird vor allem auf Lautlichkeit abgestellt, die freilich auch in geschriebenen Formen Ausdruck finden kann<sup>14</sup>.

## 2.1. Hyperkorrekturen des vokalisiertem bzw. spirantisierten /r/ vor Dental

Es handelt sich um die lautliche Realisierung von Wörtern wie „Bart“, „Gerd“, „Wirt“, „Sport“, „Kurt“ u. ä. Die regionalsprachliche Grundierung ist im Westfälischen und im Rheinischen unterschiedlich.

### 2.1.1. Westfälisch

Sowohl im Dialekt als auch in der regionalen Umgangssprache und im intendierten Standarddeutsch besteht eine starke Tendenz zur Dehnung bzw. Vokalisierung des /r/ vor Dentalen. Daß dieser Mechanismus offenbar auch rezeptiv, etwa beim Lesen wirksam ist, belegt etwa der mit regionalsprachlicher Reimbindung konzipierte Werbeslogan eines Münsteraner Großmarktes: „Tag für Tag – Leistungsstark“.<sup>15</sup> In den nämlichen Zusammenhang, wenngleich wohl eher in die Kategorie ‚Witzige

13 Vgl. Joachim HERRGEN, *Hyperkorrekte Sprachformen: Sprachinterne und sprachexterne Faktoren ihrer Realisierung*, in: Wolfgang KÜHLWEIN (Hrg.), *Texte in Sprachwissenschaft, Sprachunterricht und Sprachtherapie*, Tübingen 1983, S. 101-102; hier S. 101.

14 Zu den frühen, ‚variablenbezogenen‘ Aussagen metasprachlicher Art, die ‚Transfer‘ und – kollektiv festgewordene – ‚Hyperkorrekturen‘ als regionalsprachlich bedingte Unsicherheitsquellen bei der Realisierung der ‚reinen‘ hochdeutschen Sprache erwähnen, gehört eine Stellungnahme des Oberpfälzers Caspar Schoppe (Scioppius) aus dem Jahre 1625. (Vgl. Virgil MOSER, *Fruhneuhochdeutsche Grammatik*, I. Bd., 3. Teil Konsonanten, Heidelberg 1951, S. 90.) Im Rahmen einer kritischen Durchmusterung verschiedener deutscher Dialekte wird auch dem – ansonsten von Schoppe durchaus geschätzten – Meißnischen Dialekt ‚aliquid vitiosi‘ nachgewiesen. Es heißt dort: „Die Meißner nämlich haben die besten und gewähltesten Wörter und Ausdrücke, in der Aussprache der Diphthonge und Consonanten dagegen werden sie andern Deutschen mit Grund zum Gespötte. Sie sagen z. B. *Heebi* für *Haupt*, *Zeeberer* für *Zauberer*, *Jott* für *Gott*, *Gar* für *Jar* (Unterstreichung von mir, J. M.): *Jott jeb euch ein jutes naues Gar*“ Vgl. Adolf SOGIN, *Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit*, Hildesheim 1970 (Heilbronn 1888), S. 325. Vgl. den lateinischen Text der Stelle bei Franz PFEIFFERS *Germania*, 11. Jg., 1866, S. 321. In der Terminologie Ferdinand WREDES gehört das Phänomen ‚Gar‘ für ‚Jahr‘ in die Reihe der sogenannten ‚Adoptivformen‘. „Wrede zeigte die weite Verbreitung der Adoption in allen Fällen von Dialektmischung. So geht in einer bedeutenden Gruppe omd. Siedlungsmundarten (in Altenburg, im Vogtland) anlautendes j- gesetzmäßig in g- über“. Vgl. Viktor SCHIRMUNSKI, *Deutsche Mundartkunde*, Berlin 1962, S. 126. „Dieser Übergang von j- > g- . . . ist nicht durch spontane Lautentwicklung zu erklären, sondern durch ‚Adoption‘ unter den Bedingungen der Siedlungsmischung“ (vgl. SCHIRMUNSKI, S. 308).

15 In norddeutsch-umgangssprachlicher Fassung würde der entsprechende Vers – reimtechnisch sauber, aber werbetechnisch ungeschickt – lauten: „Tach für Tach – leistungsschwach!“ (Dank an Andrea Wolf)

Übertreibung‘ gehört die – mir als ‚tatsächlich passiert‘ berichtete – folgende Begebenheit: Germanistisches Proseminar in Münster. Man kommt bei den Bewegungsverben zum Verb ‚waten‘. Zur semantischen Erläuterung wird ein Beispielsatz gesucht. Ein Seminarteilnehmer schlägt vor: „Ich wate auf mein Schnitzel.“ Wenn westfälische Sprecher und Sprecherinnen ein Wort vom Schriftbild her nicht kennen, so neigen sie dazu, bei langem /a:/ vor Dental ein ausgefallenes /r/ zu vermuten. Folglich wird dieses vermutete /r/ unter Umständen auch dort substituiert, wo es etymologisch nicht hingehört. So berichtet man von Schülern, die „Nartur“ schreiben. Besonders anfällig für Hyperkorrekturen sind in diesem Zusammenhang Personennamen und Ortsnamen, deren Schriftbild nicht im Sinne heutiger Orthographie geregelt sein muß. Beispiel: Die schriftliche Wiedergabe des telefonisch übermittelten Familiennamens „Mathar“ als „Martar“ durch eine westfälische Sekretärin<sup>16</sup>.

### 2.1.2. Rheinisch<sup>17</sup>

In der intendierten Standardsprache rheinischer Sprecher findet sich nicht selten eine Spirantisierung des r-Lauts vor Dentalen als Ach-Laut: [baxt], [gəxt] etc. Dabei wird die standardlautliche Regel einer komplementären Verteilung der Allophone [ç] und [x] außer Kraft gesetzt: Es sind also in dieser Varietät standardsprachlich nicht zulässige Minimalpaare wie etwa [wixt] ‚Wirt‘ gegen [wiçt] bzw. [viçt] ‚Wicht‘ durchaus möglich. Man kann diese Lautformen als ‚hyperkorrekt-überprofiliert‘ deuten, insofern zentralriparische Sprecher von ihrer dialektalen Erstausrüstung her in der Position /r/ vor Dental einen r-Ausfall, möglicherweise mit Ersatzdehnung oder Vokalisierung haben<sup>18</sup>. Vor diesem Hintergrund hätte eine besondere Betonung des konsonantischen Charakters des /r/, gewissermaßen als demonstratives Ablegen der Dialektalität durchaus ihren Sinn. Die hyperkorrekte Variante, die von SIEBS<sup>19</sup> gerügt wird, kann nun paradoxerweise ihrerseits übertrieben werden, indem eine hyperkorrekte /r/-Variante an die Stelle korrekter Ach-Laute tritt. Für komische

- 
- 16 Für das Beispiel ein Dank an Dr. Elmar Neuß. – Bei den Quellen für dialektal bedingten Transfer und damit als indirekten Anlaß auch für Hyperkorrekturen nennt bereits LERCH „... die besonders norddeutsche Unterdrückung eines r vor Konsonant in Wörtern wie *Ga(r)derobe*, *Qua(r)tal*, *ma(r)schieren*, und als Reaktion gegen diese von der Schule bekämpfte nachlässige Aussprache die Einfügung eines unberechtigten r in Wörtern wie *Karnickel*, *Kaninchen*, *Kartun* = *Katun*, *verleicht* = *vielleicht*.“ (Vgl. Eugen LERCH, *Hyperkorrekte Sprachformen*, in: *Archiv für die gesamte Psychologie* 105 (1940) 459). ‚Karnickel‘ gehört zu den nicht sehr häufigen Fällen, in denen hyperkorrekte Formen in die Standardsprache aufgenommen worden sind. Vgl. HERRGEN (wie Anm. 1) 195; dazu auch KLUGE, *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 21. Aufl. 1975, S. 353 bzw. S. 346.
- 17 Vgl. zum folgenden Jürgen MACHA, *Der flexible Sprecher. Untersuchungen zu Sprache und Sprachbewußtsein rheinischer Handwerksmeister*, Köln u. a. 1991, S. 145ff.
- 18 Typischerweise wirbt ein Einkaufszentrum im westlichen Kölner Stadtteil Hürth mit einem Reim, der nur in der dialektalen Les- bzw. Sprechart funktioniert: Hürth führt! [hy:ʔ fy:ʔ]. Sowohl im Substandard [hyxt fyxt] (wg der unzulässigen Lautung der Verbform) als auch in der Standardsprache [hyrt fy:ʔt] (wg. Quantitätendiskrepanz) ergeben sich keine reinen Reime.
- 19 Vgl. Theodor SIEBS, *Deutsche Aussprache Reine und gemäßigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch*, hrsg v. Helmut DE BOOR u. a. 19. Aufl., Berlin 1969, S. 86.

Zwecke zumindest ergibt das solche persiflierenden Äußerungen wie „Gib mir mal die Schere, ich will den Dort abschneiden.“ Eine hyperkorrekte r-Verwendung steckt auch im folgenden Fall: Eine aus Aachen stammende Studentin berichtet von einem Erlebnis im Münsteraner Einwohnermeldeamt. Eine Sachbearbeiterin hilft ihr beim Ausfüllen eines Formulars: „Und jetzt schreiben Sie hier Ihren neuen Wohnort hinein: Ochtrup!“ – Die Studentin schreibt voller Überzeugung: „Ortrup.“

## 2.2. Hyperkorrekturen des spirantisierten /g/

Die deutsche Hochlautungsnorm sieht als Realisierung des standardsprachlichen Phonems /g/ in der Regel einen Plosiv vor, der im Anlaut und Inlaut stimmhaft, auslautend dagegen stimmlos zu sein hat. Ausgenommen ist der finale Laut in orthographisch „-ig“, der als Spirans [ç] gesprochen werden soll, sofern nicht im nächsten Silbenauslaut ein weiteres [ç] folgen würde [e:vikliç]<sup>20</sup>.

### 2.2.1. Westfälisch

Im Herbst 1996 warb eine münsterische Metzgerei in Bahnhofsnähe auf einem handgeschriebenen Plakat mit dem Hinweis:

#### TÄGLIG FRISCH BELEGTE BRÖTCHEN

Zur Erklärung der Fehlleistung in „täglich“ lassen sich zwei Deutungen ins Feld führen: Zum einen könnte man sie als ‚dialektale Direktanzeige‘ verstehen, bei der sich das niederdeutsch-westfälische -lik-Suffix mit seinem unverschobenen Plosiv zur Geltung bringt. Gegen eine solche Interpretation spricht freilich die insgesamt sehr geringe Dialektverwendung in der verhochdeutschen Stadt Münster. Plausibler scheint deshalb eine Deutung als Hyperkorrektur. Westfälisch-regionalsprachlich sozialisierten Personen wird in der Schule als Schreibmaxime eingemppt: Ersetze deinen am Wortende gesprochenen Reibelaut (/tax/ für „Tag“; /ve:ç/ für „Weg“ usw.) bei intendierter Standardsprache durch den Verschlusslaut und schreibe demgemäß <g>. Dies führt in der Regel zu guten Erfolgen, nur ist das Verfahren im Zusammenhang mit dem Suffix „-lich“ unangebracht. In diesem Fall entsteht eine Variante, die mit dem besonders hochdeutsch gemeinten <g> exakt daneben trifft.

Ein weiteres Beispiel aus dem zentralen Münsterland betrifft die Vermeidung der Reibelaut-Artikulation im Anlaut (hier: im Silbenanlaut). Eine dem ländlichen Raum zugehörige, noch gern und oft dialektsprechende Dame erzählt ihrem Neffen in intendiertem Hochdeutsch, „... das [ɔrg'ɛstɐ]“ habe sehr überzeugend gespielt.<sup>21</sup> Denkt man an die, für manche linguistischen Kontexte regelhafte Artikulation des standardsprachlichen /g/ als /x/ in Teilen des Westfälischen (z. B. [ˌxɔ:n] für „gehen“), so erklärt sich die /g/-Verwendung als typische Hyperkorrektur.

<sup>20</sup> Vgl. Klaus J. KOHLER, *Einführung in die Phonetik des Deutschen*, Berlin 1977, S. 165.

<sup>21</sup> Dank an Markus Denkler!

### 2.2.2. Rheinisch<sup>22</sup>

Bereits bei FRINGS – LINKE<sup>23</sup> findet sich der u. a. für die Verhältnisse im Westmitteldeutschen zutreffende Schibboleth-Satz: „Eine jut jebratene Jans ist eine jute Jabe Jottes.“ Die hier sprachspöttisch aufgespießte Eigenart der /g/-Spirantisierung ist jedem Sprecher dieser Region seit Kindesbeinen als – für hochdeutsche Anlautverhältnisse – unbedingt zu vermeidende Erscheinung im Bewußtsein. Es verwundert nicht, daß demzufolge das aus der Schriftsprache stammende /g/ nicht nur – hochdeutsch-korrekt – den dialektalen /j/-Anlaut substituiert, sondern mitunter auch die Positionen ‚miterobern‘ kann, in denen Regionalsprache und Standardsprache gleichermaßen den /j/-Anlaut aufweisen. Ein Beispiel aus Bonn-Beuel: Gabi und Günter P. haben ein Kind bekommen. Zu gut rheinisch heißen die beiden: Jabi und Jünte. Angesichts eigener Erfahrungen mit rheinischer Namensausprache beschließen die Eltern, dem Kind einen Namen zu geben, der besser nicht mit <g> anfängt, sondern mit <j>. Mit dem Effekt, daß die Großeltern sich freuen: „Oh, wat is dat lieb, dat Gessica!“ Ein letztes Beispiel, diesmal aus der humoristischen Szene sei hinzugefügt. Es handelt sich um ein Statement der Kabarettistin Gaby Köster aus der RTL-Freitagabendsendung „Sieben Tage – Sieben Köpfe“ vom 30.4.1999, in der eine fiktive rheinische Großmutter in der Disco das Wort ergreift, und es bezeugt auf eigene Weise die Produktivität von Hyperkorrekturen, gerade unter dem Aspekt der ‚vis comica‘ von Sprache:

Jetzt nehmen Se nit immer dieses Ekstaasi, rauchen Se lieber von mir mal 'ne vernünftige Mariguana!

---

<sup>22</sup> Vgl. MACHA (wie Anm. 17) S. 157-165.

<sup>23</sup> Vgl. Theodor FRINGS – Elisabeth LINKE: *Zwischenvokalisches -g- in den Niederlanden und am Rhein*, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 80 (1958) 2.